

Ars Linguistica 14

Commentationes analyticae et criticae

Editor: Werner Winter

Georg Bossong

Empirische Universalienforschung

Differentielle Objektmarkierung
in den neuiranischen Sprachen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Bossong, Georg :

Empirische Universalienforschung : differentielle Objekt-
markierung in d. neuiran. Sprachen / Georg Bossong. –

Tübingen : Narr, 1985.

(Ars linguistica ; 14)

ISBN 3-87808-364-5

NE: GT

Für Raphael

© Gunter Narr Verlag Tübingen 1985

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck oder Vervielfältigung,
auch auszugsweise, in allen Formen wie Mikrofilm, Xerographie,
Mikrofiche, Mikrocard, Offset verboten.

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Verarbeitung: Buchbinderei Geiger, Ammerbuch-Poltringen

Printed in Germany

VORWORT

Das Verhältnis von Universalem und Partikularem, von allgemeiner Gesetzmäßigkeit und deren je individueller Ausprägung ist ein zentrales Thema der Sprachwissenschaft. In welcher Weise die zahllosen Idiome der einzelnen Menschengruppen in immer neuen Variationen die eine Sprache der Menschheit realisieren, diese Frage sollte bei jeder Art von Sprachforschung, welche sich als Teil der Wissenschaft vom Menschen begreift, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen.

Beide Perspektiven der Sprachbetrachtung, die universalistische und die partikularistische, bedingen sich notwendigerweise wechselseitig. Ohne zumindest den Ansatz von Reflexionen auf zugrundeliegende universalgrammatische Regularitäten ist einzelsprachliche Forschung nicht nur theoretisch uninteressant; sie ist auch empirisch inadäquat in dem Maße, wie der Stellenwert der einzelnen Phänomene erst vor dem Hintergrund der Universalien deutlich wird. Andererseits bleibt die Reflexion über Universalien so lange spekulativ, wie sie sich nicht der Fülle einzelsprachlicher Vielgestaltigkeit zumindest exemplarisch stellt. Wenn irgendwo der alte Satz einen Sinn macht, wonach Theorie ohne Empirie leer, Empirie ohne Theorie aber blind sei, dann in diesem Fall.

Vieles von dem, was in immer noch dominanten linguistischen Theorien als Universalienforschung firmiert, ist dem Gegenstand insofern gänzlich unangemessen, als die enorme Breite sprachlicher Variabilität darin auch nicht ansatzweise ins Blickfeld gerät. Jeder Versuch, von einer oder zwei, womöglich noch eng verwandten Sprachen ausgehend zu Aussagen über Universalien des menschlichen Sprachbaus zu kommen, disqualifiziert sich selbst. Deduktive Verfahren führen in empirischen Wissenschaften nicht weit; und die Linguistik *ist* eine empirische Wissenschaft, anderslautenden Behauptungen zum Trotz. Wenn gar von einer einzigen Sprache aus induziert wird, ist es um so schlimmer. Der Leser möge es als Höflichkeit, nicht als Feigheit auslegen, wenn Roß und Reiter hier ungenannt bleiben.

Aber auch so mancher Ansatz, bei dem eine Vielzahl von Sprachen verglichen wird, krankt heute noch an einer gewissen Oberflächlichkeit der einzelsprachlichen Datenerfassung. Hier gibt es zugegebenermaßen Grenzen des Machbaren. Die Kapazität jedes einzelnen Forschers und auch der Forschergruppe läßt sich nicht beliebig steigern. Ich glaube jedoch nicht, daß solche Grenzen heute bereits irgendwo erreicht oder auch nur sichtbar wären. Im Gegenteil: bei aller Unzulänglichkeit der bislang existierenden Beschreibungen von Einzelsprachen kann doch keine Rede davon sein, daß sie im Hinblick auf bestimmte universalistische Fragestellungen auch nur annähernd ausgeschöpft wären. Dank der Detailarbeiten vieler Einzelphilologien verfügen wir heute über ein Reservoir von Kenntnissen, das gegenüber den Zeiten Wilhelm von Humboldts, des ersten Denkers, der das Problem der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus in seinem vollen Umfang erfaßt hat, inkommensurabel gewachsen ist. Ich wage indessen zu bezweifeln, daß diesem Kenntnisstand bereits überall ein vergleichbarer Stand der Erkenntnis entspricht.

Es gilt heute, die beiden eingangs genannten Perspektiven miteinander zu verknüpfen. Das bedeutet, daß einerseits die Universalienforschung auf eine solide empirische Grundlage gestellt werden muß. Sie muß versuchen, die Variabilität von Einzelsprachen in ihrer ganzen Breite wenigstens in den Blick zu bekommen. Hierbei geht es nicht an, hinter den Standard dessen zurückzufallen, was in den traditionellen philologischen Einzeldisziplinen erarbeitet worden ist, vielmehr gilt es, diesen Schatz an Wissen so differenziert und so detailliert zu nutzen wie irgend möglich. Andererseits sind es jedoch erst die universalistischen Fragestellungen, welche den einzelsprachlich orientierten Forschungsergebnissen eine über das Anekdotische hinausreichende Bedeutung geben. Die Relevanz der empirischen Details erhellt nur aus der übergreifenden Theorie, nicht aus der Empirie selbst.

Kurz gesagt: was benötigt wird, sind exemplarische Analysen bestimmter universalistischer Probleme, Analysen, deren Solidität am Maßstab der traditionellen Philologien orientiert sein sollte und die auf der anderen Seite eben diesen Philologien neue Impulse geben, indem sie ihre Einzelresultate in größere Zusammenhänge stellen. "Sprache aus der Sicht von Einzelsprachen" — dieses von dem Iranisten Wilhelm Eilers stammende Motto könnte man jeder derartigen Unternehmung voranstellen.

* * *

Die Relevanz des Ansatzes der vorliegenden Arbeit möchte ich in zweifacher Weise begründen: theoretisch und empirisch.

Aus der universalistischen Perspektive versteht sich diese Arbeit als ein Beitrag zur Typologie von Aktantenfunktionen. Es wird gefragt nach formalen Realisierungsmustern und deren semantischer Fundierung in Bezug auf die primären dem Prädikat zugeordneten Argumente, also in Bezug auf die essentiellen Satzkonstituenten in allen menschlichen Sprachen. Die Relevanz einer solchen Fragestellung ist ohne nähere Begründung evident.

Im einzelnen geht es um die Aufdeckung universaler Prinzipien in den Beziehungen zwischen Form und Bedeutung von Kasus-Grammemen. Es läßt sich zeigen, daß bestimmte, kommunikativ-pragmatisch bedingte Ausdrucksbedürfnisse konstant sind und sich beim Vorliegen bestimmter Ausgangskonstellationen immer wieder Bahn brechen. Mit verschiedenen Mitteln, unter verschiedenen Bedingungen im einzelnen bilden sich bestimmte sprachliche Kategorien in frappant einheitlicher Weise in den Sprachen der Welt immer wieder neu. Die Formen wechseln zwar in ihrer konkreten Lautgestalt; was indessen gleichbleibt, das ist die Verteilung der markierten und unmarkierten Glieder in privativen morphologischen Oppositionen gemäß bestimmten semantischen Prinzipien. Die Herausbildung einzelsprachlicher Kategorien folgt präzise vorgegebenen Bahnen. Einzelsprachliche Variation ist nicht zufällig.

Das Phänomen der differentiellen Objektmarkierung (im folgenden: DOM), wie es hier anhand einer einzelnen Sprachfamilie stellvertretend dargestellt werden soll, ist für eine derartige Untersuchung ein besonders dankbarer und ergiebiger Gegenstand. Die strukturelle Uniformität dieser Erscheinung in mindestens (bisher nachgewiesen) 300 Sprachen rund um den Erdball ist so offensichtlich, daß man sich wundert, daß sich die Linguistik dieses Themas bislang so wenig angenommen hat. Richtig betrachtet erweist es sich als ein Schlüssel, der den Zugang

zu zahlreichen syntaktisch-morphologischen, semantischen und pragmatischen Universalien des menschlichen Sprachbaus eröffnet. Ohne dem vorzugreifen, was in späteren Publikationen im Detail begründet und ausgeführt werden soll, möchte ich doch auch an dieser Stelle schon darauf hinweisen, daß es sich meiner Auffassung nach bei Universalien wie den im Zusammenhang mit DOM beobachtbaren um evolutionär entstandene, genetisch enkodierte Bestandteile des sprachlichen "Bioprogramms" handelt. Zumindest bin ich der Ansicht, daß Erklärungen für das Warum der beobachtbaren Erscheinungen auf dieser Ebene gesucht werden sollten.

Um einem möglichen Mißverständnis vorzubeugen, sei gleich hier betont, was im Laufe der Arbeit immer wieder herausgestellt werden wird: universal im soeben angedeuteten Sinn sind nicht irgendwelche konkreten Realisierungsformen, sondern nur die allgemeinen Strukturprinzipien, die den konkreten Manifestationen zugrunde liegen. Insbesondere muß von vornherein klar sein, daß selbstverständlich nicht behauptet werden soll, DOM sei ein notwendiger Bestandteil jeder einzelnen menschlichen Sprache. Dies wäre absurd und empirisch leicht zu widerlegen. Entscheidend ist vielmehr, daß es höchst spezifische Regularitäten gibt, welche die je individuelle Ausprägung von DOM, wenn sie denn auftritt, in präziser Form steuern und eingrenzen. Es besteht eine eindeutige Korrelation zwischen der Markiertheitsverteilung in morphologisch privativen Oppositionen einerseits und bestimmten fundamentalen semantischen Parametern andererseits, Parameter, die sich als Dimensionen im Seiler'schen Sinne beschreiben lassen. Nicht jede Sprache hat DOM; aber jede einzelsprachliche Ausprägung von DOM folgt bestimmten Gesetzen.

Die Erkenntnis nicht-trivialer Grenzen einzelsprachlicher Variabilität (und damit der Be-Grenzung ihrer Zufälligkeit) ist das wichtigste Ziel sprachlicher Universalienforschung. Die Bedeutung der anthropologischen Interpretation solcher Erkenntnisse wird in den kommenden Jahren, wenn sich die Sprachwissenschaft entschiedener als bisher auf ihre interdisziplinären Bezüge besinnt, immer deutlicher werden. Bis dahin sind allerdings noch einige Kärnerarbeiten wie diese vonnöten.

Wir kommen damit zu dem zweiten der oben angeschnittenen Punkte, der Rechtfertigung dieser Arbeit in empirischer Hinsicht.

Die hiermit vorgelegte Darstellung von DOM in den neuiranischen Sprachen ist Teil einer großangelegten Untersuchung, die eine möglichst umfassende Bestandsaufnahme von DOM in den Sprachen der Welt zum Gegenstand hat. Wann diese Untersuchung zum Abschluß kommen wird, ist noch nicht abzusehen. Um den bisher entwickelten Ansatz nicht allzu lange unpubliziert (und damit in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit weitgehend undiskutiert) zu lassen, habe ich mich entschlossen, diese als exemplarisch zu verstehende Fallstudie anhand einer einzelnen Sprachfamilie in extenso vorzustellen. Die Ergebnisse sind sicher noch nicht in allen Punkten als definitiv zu betrachten. Kritische Hinweise werden dankbar entgegengenommen.

Die Wahl der iranischen Sprachen ist natürlich durch persönliche Neigung, besonders zum Persischen, mit bedingt. Indessen sprechen auch einige sachliche Gründe dafür.

1. Einige Glieder des iranischen Zweiges des Indo-Europäischen verfügen über eine lang und gut dokumentierte Geschichte. Diachronische Fragestellungen

können zum Teil auch ohne Zuhilfenahme rekonstruktiver Methoden angegangen werden.

2. Die Vielgestaltigkeit von DOM innerhalb dieser Familie ist sehr groß. Monogenetischer Ursprung scheidet als Erklärungshypothese von vornherein aus. Die gerade im Iranischen mit Händen zu greifende Polygenese der Kategorie DOM beweist, auch im kleinen Maßstab dieser einen Sprachfamilie, die Konstanz der zugrunde liegenden Strukturprinzipien, die in universalistischer Perspektive ohnehin keinem Zweifel unterliegt.

3. Die innere Vielgestaltigkeit der iranischen Familie erlaubt eine nicht allzu simplistische Diskussion einiger weiterer, mit DOM näher oder weiter zusammenhängender Probleme, wie: Objektkorporation; pragmatische Konstituenz; das Äquipollenz-Prinzip in pronominalen Kasus-Systemen; Herkunft und Polyfunktionalität von Objekt-Grammeme.

4. Vor allem ist das Iranische insofern besonders bemerkenswert für die hier verfolgten Fragestellungen, als hier Anfang und Ende ergativer Konstruktionen im historischen Nacheinander wie im geographischen Nebeneinander so reich und so vielgestaltig belegt sind wie kaum irgendwo sonst. Unter allen mit DOM zusammenhängenden Problemen ist ihre Wechselwirkung mit Ergativität zweifellos eines der faszinierendsten und zugleich am wenigsten erforschten. Eine genaue Durchmusterung des iranischen Materials bietet wichtige Bausteine auch für eine vertiefte Behandlung einiger bislang noch nicht so gesehener Aspekte der Ergativität.

Zum Abschluß dieses Vorworts soll die Dankabstattung nicht fehlen. Sie gilt zwei Personen.

Ich danke meiner Frau für ihr nie versiegendes Verständnis und die Geduld, mit der sie die Geburt dieses Werkes mitgetragen hat. Es wäre ohne diese tagtäglich sich bewährende Unterstützung nicht zustande gekommen.

Ich danke Gilbert Lazard für die Freundschaft, die er mir seit Jahren gewährt, und für die fruchtbaren Gespräche, die ich mit ihm führen durfte. Mehr als auf den ersten Blick erkennbar ist, verdanke ich seinem stimulierenden Vorbild.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	VII
---------------	-----

Technische Vorbemerkungen	1
---------------------------------	---

0. Allgemeine Einführung: DOM als implikatives Universale; Inhärenz und Referenz; morphologische Natürlichkeit	3
---	---

1. DOM in den neuiranischen Einzelsprachen	9
1.1. Allgemeine Grundlagen	9
1.2. Einzeldarstellung von DOM in 26 neuiranischen Sprachen .	14
1.2.1. Die erste etymologische Klasse	15
1.2.1.1. Ossetisch	16
1.2.1.2. Jagnobi	17
1.2.1.3. Tâlesi	19
1.2.1.4. Süd-Tâti	22
1.2.1.5. Awromâni	25
1.2.1.6. Zâzâ	27
1.2.1.7. Semnâni	30
1.2.1.8. Iškâšimi	34
1.2.1.9. Wachi	36
1.2.2. Die zweite etymologische Klasse	39
1.2.2.1. Gilaki und Mâzanderâni	40
1.2.2.2. Natanzi	43
1.2.2.3. Gazi	45
1.2.2.4. Sivandi	49
1.2.2.5. Baluči	52
1.2.2.6. Tâti	55
1.2.2.7. Neupersisch	57
1.2.2.7.1. Klassisches Neupersisch	58
1.2.2.7.2. Varietäten des modernen Standardneupersischen	62
1.2.2.7.3. Dialektales Tâdzikisch und Persisch (Sistuni)	68
1.2.2.7.4. Judenpersisch	70
1.2.2.8. Lori	75
1.2.3. Die dritte etymologische Klasse	79
1.2.3.1. Postpositionale Markierung: Sangesari (-de)	80
1.2.3.2. Präpositionale Markierung	87
1.2.3.2.1. Parâči: <i>ma-</i>	87
1.2.3.2.2. Ormuri: <i>ku-</i>	90
1.2.3.2.3. <i>va-</i>	92
1.2.3.2.3.1. Sangleči	92
1.2.3.2.3.2. Mundži/Jidgha	93
1.2.3.2.4. Ablativische Präpositionen	95

1.2.3.2.4.1.	Jazghulami: z-/na-	95
1.2.3.2.4.2.	a(z)-	98
1.2.3.2.4.2.1.	Pamirsprachen i.e.S.	99
1.2.3.2.4.2.2.	Sarykoli	101
2.	Allgemeine Diskussion von DOM im Iranischen	104
2.1.	Die etymologischen Klassen im Verhältnis zu genetischen und arealen Faktoren	104
2.1.1.	Genetische Faktoren	104
2.1.2.	Areale Faktoren	107
2.2.	Die synchronisch-funktionale Klassifikation der Objektgrammeme und ihre Implikationen	109
2.2.1.	Monofunktionalität vs. Polyfunktionalität	113
2.2.2.	Funktionale Identitäten von OG	116
2.2.2.1.	Das Problem der präteritalen Ergativität: die Ambiguität ACC'=ERG; Strategien zur Desambiguierung; Implikationen für die typologische Theorie	117
2.2.3.	Zusammenfassung	121
2.3.	Semantische Faktoren	122
2.3.1.	Objektmarkierung beim Personalpronomen: Äquipollenz vs. Privatität	122
2.3.2.	Inhärentialität als Faktor von DOM	128
2.4.	Pragmatische Faktoren	134
2.4.1.	Markiertheit und Thematizität	134
2.4.2.	Markiertheit als Trennung	136
2.4.2.1.	DOM und Objektorporation: das Prinzip der pragmatischen Konstituenz; Polarisierung und Exkorporation; Synthematisierung des Nexus O + V	137
2.4.2.1.1.	Funktionsverbgefüge in den iranischen Sprachen	143
2.4.2.1.2.	Funktionsverbgefüge und pragmatische Konstituenz im Persischen	146
2.4.2.1.3.	Sonderprobleme im Persischen	148
2.4.2.1.3.1.	Genitivischer Anschluß des Objekts	148
2.4.2.1.3.2.	Fortwirken der Ambiguität DAT=ACC'	150
3.	Konklusion: DOM, squishiness und die Universalienforschung	152
Bibliographie	A. Titel in lateinischer, arabischer und hebräischer Schrift	157
	B. Titel in kyrillischer Schrift	170
Verzeichnis der Abkürzungen		175
Anhang. Merkmale von DOM in 30 ausgewählten Sprachen		177
Index linguarum		179
Index nominum		183

TECHNISCHE VORBEMERKUNGEN

1. Zur Präsentation und Auswahl der Belege

Die Beispiele sind so ausgewählt, daß für jede einzelne Sprache zunächst Belege mit positiver Objektmarkierung (A. {+OG}) und dann Fälle mit negativer Objektmarkierung (B. {-OG}) gebracht werden. Textsegmente, in denen beide Arten von Markierung vorkommen, sind im Anschluß daran aufgeführt. Schließlich werden in manchen Fällen Beispiele mit OG≠ACC' zitiert. Kommentare, Querverweise, Fassungen in anderen Sprachen (bes. Persisch) und dergleichen werden unmittelbar nach dem Beleg in Schweifklammern gegeben. Bei den Stellenangaben wurde auf die Nennung der Jahreszahl immer dann verzichtet, wenn von einem Autor im Rahmen einer Sprache nur eine Arbeit zitiert wird; um welche Arbeit es sich hierbei jeweils handelt, ist den Anmerkungen zu entnehmen. Analog wurde mit der Setzung von * (Verweis auf den kyrillischen Teil der Bibliographie) verfahren.

Innerhalb der beiden Hauptgruppen {+OG} und {-OG} sind die Belege nach der Inhärenzskale angeordnet; am Anfang stehen also in der Regel Belege mit Personalpronomina, gefolgt von Belegen mit Bezeichnungen für menschliche Wesen etc., bis hin zu den Abstrakta. Bei {+OG} wurde die Berücksichtigung möglichst aller wesentlichen Inhärenzbereiche angestrebt, doch war dies natürlich nicht immer möglich. Im Bereich {-OG} ist die Auswahl im großen und ganzen summarischer.

Belegen aus einem Textzusammenhang wurde, wo möglich, der Vorzug gegeben vor isolierten Grammatikbeispielen. Wenn eine grammatische Beschreibung mit Texten zusammen publiziert ist, wurde der Kontext der in der Grammatik zitierten Beispiele nach Möglichkeit immer verifiziert. Informantenbefragung gab es bezüglich des Persischen, doch wurden die Ergebnisse nicht unmittelbar verwertet.

2. Zur Transkription

Die Wiedergabe der Belege folgt den konsultierten Quellen ohne den Versuch einer Vereinheitlichung oder Harmonisierung. Von diesem Prinzip wurde nur im Fall des Persischen abgewichen. Hier wurde (außer bei den dialektalen Belegen und beim Tädžikischen) alles einheitlich transkribiert, und zwar nach den Ausspracheregeln der modernen Standardvarianten (d.h. S, gegebenenfalls U). Dies bedeutet im einzelnen u.a.: \bar{e} und \bar{i} , \bar{o} und \bar{u} werden nicht differenziert; Quantität wird durch Qualität ersetzt ($\langle e \rangle = /e/$, $\langle o \rangle = /o/$; $\langle i \rangle = /i/$, $\langle u \rangle = /u/$; $\langle a \rangle = /æ/$, $\langle \hat{a} \rangle = /ā/$). Bei den Konsonanten orientiert sich die Wiedergabe des Persischen am Lautstand, nicht am Schriftbild; graphematische Distinktionen, die nur im Arabischen, nicht aber im Persischen relevant sind, werden nicht wiedergegeben (keine Tranlitteration).

In den Belegen von Christensen wurde <â> durch <â> sowie <ø> durch <ö> ersetzt. <y> und <j> stehen beide für den Halbvokal /j/.

Bei der Wiedergabe der Namen wurde im Prinzip so verfahren, daß Sprachen im Bereich Türkei – Iran – Afghanistan – Pakistan nach den Regeln des Persischen, Sprachen im Bereich der Sowjetunion hingegen nach den russischen Gepflogenheiten kodiert werden; also z.B. Lori und nicht Luri, aber Šughni und nicht Šoghni, oder Jaghnobi und nicht Jaghnâbi. Bei den Namen wird /ɣ/ grundsätzlich als <gh>, der Halbvokal /j/ immer als <j> wiedergegeben. Jeder, der jemals mit solchen Dingen hat kämpfen müssen, wird wissen und verstehen, daß hier strikte Konsequenz zwar leicht zu fordern, aber nur schwer zu verwirklichen ist.

Zur Transkription des Russischen, des Arabischen und gelegentlich des Chinesischen ist nichts weiter zu vermerken als daß sie internationalen Gepflogenheiten entspricht (Pinyin für das Chinesische).

Das Transkriptionssystem des Hebräischen ist mein eigenes. Man vergleiche hierzu Anm. 80. Zusätzlich zu den dort gemachten Angaben ist u.a. folgendes zu beachten: ʿ → <c>; ʔ → <k>; ʕ → <x>; ʁ → <h>; ʕ → ; ʕ → <v>; ʔ → <w>; Akzent bei Segolata (*mélex*) und zur graphischen Distinktion bestimmter Homophone (*lo*, "ihm", vs. *ló*, "nicht").

3. Zur Glossierung

Die interlineare Analyse gibt für jedes Morphem (Lexem oder Grammem) eine Glosse. Die Morpheme sind im Zitat durch Punkte abgetrennt, Bestandteile zusammengesetzter Wörter durch Bindestriche. Glossen für Lexeme werden in normaler Orthographie gegeben, Glossen für Grammemme abgekürzt mit Großbuchstaben (siehe Abkürzungsverzeichnis). Die Ziehung der Grenze zwischen Lexem und Grammem ist manchmal nicht ohne eine gewisse Willkür möglich. Die lexematischen Glossen geben nur Grundbedeutungen oder aktualisierte Bedeutungen wieder. Bei den grammatischen Glossen wird keinerlei Anspruch auf vollständige Analyse des jeweiligen Sprachsystems erhoben; sie wollen Anhaltspunkte für das Verständnis auch eines nicht-iranistischen Lesers bieten, nichts sonst. Insbesondere gilt dies für die Verbalssysteme der hier untersuchten 26 Einzelsprachen; Angaben zu Tempus- und Aspektgrammemen sind lediglich als orientierende Hinweise zu verstehen. Bei der lexematischen Glossierung der Verben wurde stets mit angegeben, ob es sich um den Präsens- oder den Präteritalstamm handelt; also z.B. *kon-* "mache" vs. *kard-* "machte". Dies gilt für alle iranischen Sprachen gleichermaßen. – Ø und die dazugehörige Glosse ACC ist bei Funktionsverbgefügen nur dann angegeben, wenn besonderer Nachdruck darauf liegt. – Das persische Reflexivum *xod* sowie die ihm funktional (und oft auch etymologisch) entsprechenden Reflexiva der anderen iranischen Sprachen wurden, unbeschadet des Satzzusammenhangs, in dem sie erscheinen, einheitlich als "selbst" glossiert.

0. Allgemeine Einführung: DOM als implikatives Universale; Inhärenz und Referenz; morphologische Natürlichkeit

Vor mehr als 70 Jahren ist in den *Indogermanischen Forschungen*¹ erstmals eine syntaktische Erscheinung systematisch beschrieben worden, die heute wieder in zunehmendem Maße Beachtung erfährt² und deren genauere Erforschung und Durchdringung wichtige Einsichten für die syntaktische Sprachtypologie und Universalienforschung zu erbringen verspricht. Die Rede ist von der speziellen Markierung "belebter" und/oder "definitiver" "Akkusativ-Objekte" in zahlreichen indoeuropäischen und nicht-indoeuropäischen Sprachen, ein Phänomen für das ich andernorts³ den Terminus "differentielle Objektmarkierung" (im folgenden DOM) vorgeschlagen und verwendet habe. Diese Erscheinung, für welche die Alternanz von *a* und Ø in einigen romanischen, von Genitiv und Nominativ in den slavischen, von objektiver und subjektiver Konjugation in den ugrischen Sprachen charakteristische und allgemein geläufige Beispiele sind, ist in allen Weltteilen verbreitet; bei näherem Zusehen erweist sie sich als weitaus häufiger als dies in den meisten bisherigen Darstellungen angenommen worden ist. Differentielle Objektmarkierung findet sich u.a. in austronesischen und sinotibetischen, in altaischen und dravidischen, in afroasiatischen und utoaztekischen Sprachen, sowie im Bantu, im Pama-Nyungan und im Tupi-Guaraní. Bezüglich der Aufdeckung des Phänomens im Bereich der indoeuropäischen Sprachen ist der erwähnte Aufsatz von Alexander Thomson aus dem Jahre 1912 als eine heute noch lesens- und beachtenswerte Pionierleistung anzusehen.

Ich möchte mit der vorliegenden Arbeit hieran anknüpfen, indem ich, nach einer so knapp wie möglich gehaltenen theoretischen Einleitung, die Ausprägung des Phänomens innerhalb einer genetischen Familie, der iranischen, im einzelnen verfolge. Diese Arbeit ist typologisch ausgerichtet, wobei unter Typologie in gewollter, metatheoretischer Vorüberlegung bewußt ausklammernder Vereinfachung hier zunächst lediglich die Methodik des multilateralen Sprachvergleichs verstanden wird. Unweigerlich impliziert der Vergleich zahlreicher Einzelsprachen, daß man an Tiefe verliert, was man an Breite gewinnt. Ein in jeder Hinsicht

1 Cf. Thomson 1912. Siehe auch Velten 1932.

2 Cf. z.B. Starosta 1973; Moravcsik 1978; Comrie 1979; 1981a: 122 – 129 und 178 – 193; Lazard 1984. Obgleich nur auf die romanischen Sprachen bezogen, ist auch Körner 1981 von theoretischem Interesse. Von den iranischen Sprachen ausgehend, kommt Eilers 1973:22 zu einer intuitiven Ahnung von der hier explizit aufgezeigten Universalität von DOM. Nachdem er Hebräisch, Aramäisch, Äthiopisch (Ge'ez), Spätakkadisch, Neupersisch, Massanani-Lurisch, Armenisch, Türkisch, Spanisch, Rumänisch und Ossetisch miteinander in Beziehung gesetzt hat, gelangt er zu der folgenden denkwürdigen Feststellung: "Damit determiniere ich sogleich das Objekt, das ohne Markierung unbestimmt bleiben würde ('den Mann' statt 'Mann/Männer'). Ist diese Übereinstimmung in so vielen voneinander gänzlich verschiedenen Sprachen nicht überraschend und des Nachdenkens wert? Es muß hier im menschlichen Geist ein Vorgegebenes walten, das immer wieder zu gleichen oder ähnlichen Resultaten führt, das die Erscheinungen in gleiche oder ähnliche Kategorien einweist (Denken vor Sprechen)."

3 Cf. Bossong 1982b, c; i.Dr. (a), (c), (d); i.V.

mustergültiger Beitrag zur vertieften Erfassung des Phänomens der differentiellen Objektmarkierung innerhalb einer iranischen Einzelsprache liegt jetzt in der jüngsten Arbeit von Gilbert Lazard zu der Postposition *-rā* im Neuperischen vor.⁴ Vergleichbare einzelsprachliche Vertiefung in anderen iranischen Sprachen täten not, doch soll dies nicht die Aufgabe des vorliegenden Beitrags sein. Hier geht es um einen Gesamtüberblick, der die Polygenese einer linguistischen Kategorie innerhalb einer Sprachfamilie und die aus den Einzelbeobachtungen zu ziehenden Schlußfolgerungen zum Gegenstand hat.

Thomson zieht in seinem Beitrag von 1912 drei Faktoren in Betracht, die bei der Differenzierung des Akkusativs eine Rolle spielen: der belebte oder menschliche Charakter des Objekts; die Tatsache, daß es "psychisches Subjekt" sein kann, was in der Terminologie der Zeit ziemlich genau dem entspricht, was wir als "Thema" zu bezeichnen pflegen; und schließlich seine "Bestimmtheit" bzw. "Unbestimmtheit". Er hat damit ohne Zweifel alle wesentlichen Parameter erfaßt, aufgrund derer in den Sprachen der Welt markierte und unmarkierte Objekte voneinander unterschieden werden, doch müssen seine Kriterien natürlich verfeinert und systematisiert werden. Ich habe an anderer Stelle eine solche Systematik der beteiligten Faktoren entwickelt und kann mich daher an dieser Stelle auf eine kurze Zusammenfassung der wesentlichen Punkte beschränken.

Vor jedem Eingehen auf die Faktoren, welche DOM im einzelnen determinieren, muß zunächst die fundamentale Tatsache hervorgehoben werden, daß die Kasus-Rolle des sogenannten direkten Objekts für semantische Differenzierungen besonders privilegiert ist. Wenn es in einer Sprache überhaupt unterschiedliche Markierungen für ein und dieselbe syntaktische Kategorie in Abhängigkeit von semantischen Parametern gibt, dann am ehesten beim Akkusativ, oder genauer gesagt, beim PATIENS des zweiwertigen Verbums.⁵ Man kann diesen Sachverhalt in Form einer universalen Implikation formulieren,⁶ die so aussieht:

$$\Delta(M_x) \supset \Delta(M_o)$$

Das heißt, daß Differentialität der Markierung, also morphologische Differenzierung innerhalb einer Aktantenfunktion ($\Delta(M)$), nur dann in irgendeiner anderen Aktantenfunktion als derjenigen des direkten Objekts (X) vorkommen kann, wenn sie auch beim Objekt (O) vorkommt. Von den vier theoretisch möglichen Fällen – Differentialität der Markierung in allen Funktionen, in keiner Funktion, beim Objekt und nicht sonst, nicht beim Objekt aber sonst – ist genau der zuletzt genannte durch die Implikation ausgeschlossen. Die Übertragung dieser Implikation in eine tetrachorische Tafel hat also die folgende Form:

4 Lazard 1982. Cf. auch bereits Lazard 1970 sowie die entsprechenden Kapitel in Lazard 1957:175 – 187 und in Lazard 1963.

5 Ich gebrauche hier und im folgenden den Terminus 'Objekt' genau in diesem Sinne. Auf eine ausführliche Diskussion der hiermit zusammenhängenden Problematik muß hier verzichtet werden. Nähere Ausführungen zu den Begriffen 'Subjekt' und 'Objekt' bzw. 'Erst-' und 'Zweitaktant' siehe in Bossong 1980a, b, c.

6 Die folgenden Ausführungen basieren auf Bossong 1982c und i.Dr. (d).

$+\Delta(M_x) \wedge +\Delta(M_o)$	$-\Delta(M_x) \wedge +\Delta(M_o)$
$*+\Delta(M_x) \wedge -\Delta(M_o)$	$-\Delta(M_x) \wedge -\Delta(M_o)$

Anders gesagt: es gibt ebenso Sprachen, in denen semantische Differenzierungen von Nominalphrasen durchgängig erfolgen, ohne Rücksicht auf die Kasus-Rolle; und es gibt Sprachen, in denen solche Differenzierungen ohnehin gänzlich fehlen. Wenn jedoch in Abhängigkeit von der Kasus-Rolle differenziert wird, dann am ehesten beim PATIENS des transitiven Verbums.

Die Beispiele für die erstgenannte Kategorie (linkes oberes Feld der Tafel) sind Legion. Man denke etwa an semantisch fundierte Genus-Differenzierungen (\rightarrow Inhärentialität) oder an die grammatikalisierte Differenzierung der Referentialität in Sprachen mit Artikelsystemen.

Ob es, um zur zweiten Kategorie zu kommen, tatsächlich Sprachen ohne jede formale Ausprägung semantisch definierbarer Nominalkategorien gibt (rechtes unteres Feld der Tafel), ist fraglich. Jedenfalls ist die Einbeziehung einer solchen Klasse im Hinblick auf sprachliche Teilsysteme und auf einzelne semantische Parameter durchaus sinnvoll; zum Beispiel ist es unmittelbar einsichtig, daß in sehr zahlreichen Sprachen entweder Genus- oder aber Definitheitsunterscheidungen der soeben erwähnten Arten als grammatische Kategorien gänzlich fehlen.

Von Sprachen oder Teilsystemen der genannten beiden Arten (Anwesenheit bzw. Abwesenheit kasusunabhängiger NP-Distinktionen) soll im folgenden nicht mehr die Rede sein, vielmehr beschäftigt uns hier ausschließlich der Fall der Differenzierung in Abhängigkeit von der Kasus-Rolle (rechtes oberes Feld der Tafel).

Bezüglich des durch die Implikation ausgeschlossenen Falles der Differenzierung von Nicht-Objekten bei gleichzeitiger Nicht-Differenzierung von Objekten (linkes unteres Feld der Tafel) füge ich hinzu, daß ich bislang trotz systematischer Suche⁷ noch auf kein einziges überzeugendes Gegenbeispiel gestoßen bin. Es handelt sich also um ein momentan nicht falsifiziertes absolutes Universale.

Es sei indessen betont, daß auch der effektive Nachweis von Gegenbeispielen der formulierten universalen Gesetzmäßigkeit nichts von ihrer Relevanz für die allgemeine Sprachtheorie nähme. Auch sogenannte 'near-universals' und sogar auch schon eindeutige statistische Tendenzen im Sinne der Greenberg'schen Formel "with more than chance frequency" bieten wichtige und unverzichtbare Hinweise auf strukturelle Charakteristika des menschlichen Sprachbaus. Nur mittels einer deduktiven Methodik kommt man zu wasserdichten, logisch unangreifbaren All-Sätzen. Daß ich indessen die Linguistik als eine empirische Wissenschaft betrachte, in der Deduktionen nicht sehr weit führen, wurde bereits im Vorwort betont.

Die genannte Implikation ist die Basis für jede Detailuntersuchung von DOM in den Sprachen der Welt. Kommen wir nun zu den semantischen Faktoren, welche die Ausprägung von DOM bestimmen können, so wie sie in der Bezugnahme auf Thomson eben bereits kurz angedeutet worden sind. Zunächst gehen wir

7 Cf. vor allem Bossong i.Dr. (d).

auf das ein, was Thomson als den "belebten oder menschlichen Charakter des Objekts" bezeichnet hat.

Die Skala der Belebtheit (animacy, humanitude, Silverstein hierarchy, complexité sémantique, predicability tree),⁸ die von den deiktisch bekannten Kommunikationsbeteiligten ([ego], [tu]) bis hin zu den unbelebten mass nouns und zu den Abstrakta reicht, bezeichne ich, da es sich um Merkmale handelt, die dem Objektomen inhärieren, als *Skala der Inhärenzmerkmale* (Inhärenzskala). Beim gegenwärtigen Stadium meiner Überlegungen hat diese Skala die folgende Form:
 [±deix] > [±propr] > [±hum] > [±pers] > [±anim] > [±discr] > [±concr]

Der Begriff der "Bestimmtheit" (definiteness, définitude) läßt sich am sinnvollsten unter Bezug auf das Kriterium der "Identifizierbarkeit des Referenten durch die Kommunikationsbeteiligten" präzisieren. Man erhält drei Zonen auf einer Skala, die als *Skala der Referenzmerkmale* (Referenzskala) bezeichnet werden soll. Sie hat die folgende Form:

[id ego]^[+id tu] > [+id ego]^-[-id tu] > [-id ego]^-[-id tu]

Wie Hinchu und vor allem Lazard gezeigt haben, erweist sich eine Referenzskala dieser Form für die Beschreibung gerade auch der Verhältnisse im Neupersischen als besonders nützlich. Ihre Nützlichkeit in Bezug auf die anderen iranischen Sprachen wird sich im folgenden immer wieder bestätigen. Oft ist es auch sinnvoll, einfach nur zwischen [+def] und [-def] zu unterscheiden.

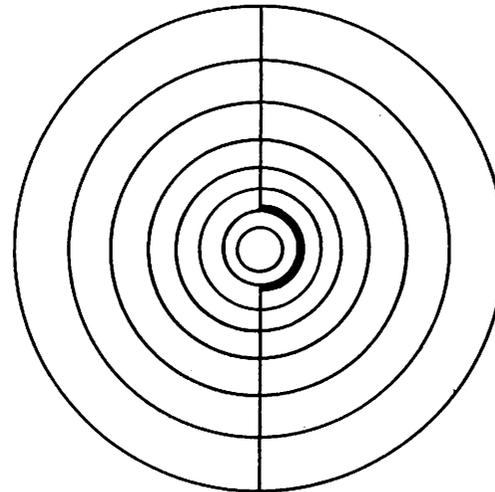
Die Thematizität des Objekts (Thomson "psychologisches Subjekt") spielt in den meisten einschlägigen Sprachen eine hierarchisch nachgeordnete Rolle;⁹ sie ist im allgemeinen nicht Vorbedingung für die Markierung, sondern eher eine Folge der zwischen Belebtheit/Definitheit einerseits und Thematizität andererseits bestehenden Affinität. Es scheint jedoch, daß gerade in den iranischen Sprachen, insbesondere im Persischen, dieser Faktor (wir wollen ihn im folgenden

8 Der Begriff 'humanitude' ist ein Neologismus, den Lazard zur Übersetzung von 'animacy' ins Französische eingeführt hat. Der Bezug auf Silverstein betrifft natürlich die bekannte Arbeit von 1976, wobei ich hinzufüge, daß ich mit einigen Aspekten der Silverstein-Hierarchie nicht einverstanden bin (so mit der Überordnung von [+tu] über [+ego]; eine Sem-Analyse des Bereiches [+deix], die weitaus systematischer ist als die von Silverstein, findet sich jetzt in Heger 1980). Den Begriff der 'complexité sémantique' hat der Mathematiker René Thom für eine semantische Dimension geprägt, die unserer Inhärenzskala in Grundzügen gleicht (cf. Thom 1978:83). Auch der 'predicability tree' der auf Keil 1979 zurückgeht und von Bickerton 1981:253 dargestellt wird, entspricht im wesentlichen dieser Skala. Wenn wir von der Sonderproblematik der Abstrakta abstrahieren, so beruht diese Skala letztlich auf der Schichtenanalyse des Wirklichen, die philosophisch in besonders markanter Form von Nicolai Hartmann dargestellt worden ist (cf. vor allem Hartmann 1940) und deren evolutionäre Herausbildung in jüngster Zeit im Rahmen der evolutionären Erkenntnistheorie thematisiert worden ist (cf. z.B. Lorenz 1973/77:56 – 62; Riedel 1975; Wuketits 1981:122f.). Sprachliche Ausprägungen der Inhärenzskala sind Ausdruck des geschichteten Aufbaus des Seienden, so wie er sich im Laufe der Evolution bis hin zum Homo sapiens ergeben hat.

9 Zu den Ausnahmen dürfte das heutige Chinesische gehören. Wenn meine Auffassung von der Funktion der vieldiskutierten Objektartikel *bǎ* korrekt ist, dann handelt es sich um ein Grammeme, das primär zur Markierung thematischer Objekte dient. Unter den zahlreichen Arbeiten, die sich mit *bǎ* befassen, verweise ich hier nur auf Li/Thompson 1981: 463 – 491 und auf die monumentale Dissertation von Fujii 1983, die größtenteils diesem Thema gewidmet ist.

pragmatisch nennen)¹⁰ eine wichtige, für bestimmte Verwendungsweisen zentrale Rolle spielt. In jedem Fall bleibt festzuhalten, daß der pragmatische Faktor der Thematizität nicht in derselben Weise dargestellt werden kann wie die beiden zuvor erwähnten Skalen. Es handelt sich nicht um eine semantische "Dimension" im Seilerschen Sinne, also eine gleitende Skala (*squish*) mit je einzelsprachlich eintragbaren Wendepunkten.

Wenn man daher den pragmatischen Faktor momentan außer Betracht läßt, kann man das Verhältnis der Inhärenz- und der Referenzskala in der folgenden Weise in einem zweidimensionalen Modell graphisch darstellen:



{Die konzentrischen Kreise symbolisieren die Einheiten der Inhärenz-Hierarchie, mit [+deix] als Zentrum; die Mittellinie trennt [+def] (links) von [-def] (rechts).}

In diesem Modell stellen die konzentrischen Kreise die Inhärenzmerkmale dar, welche die Bereiche der "chain of being" voneinander abgrenzen. Auf dieses Kreismodell, in dessen Zentrum die deiktisch bezeichneten Kommunikationsbeteiligten stehen, wird die Referentialität in Form von Geraden projiziert, welche die einzelnen Referenzbereiche (zwei in dem vorgeschlagenen Modell) voneinander abgrenzen. Diese Geraden laufen zwar zum Zentrum, treffen sich aber nicht in ihm, da die Inhärenzzonen [+deix] und [+propr] per definitionem im Referenzbereich [+def] liegen.

Handlungen nun, die einen Agens und einen Patiens (Causalis und Finalis) als "Mitspieler" implizieren, lassen sich in dieses Modell als Vektoren eintragen, als

10 Eine kurze Diskussion der Problematik von 'Pragmatik' als prägnanter Terminus für 'Thema-Rhema-Strukturierung'/'Funktionale Satzperspektive' findet sich in Bossong 1980a. Denselben Terminus verwendet Sasse, besonders in Sasse 1984. Einen weniger spezifischen, aber immer noch verwandten Gebrauch des Terminus 'pragmatisch' findet man bei Bechert 1978 und *Bechert 1982 sowie bei Sasse 1978. Mit dem eher vagen Pragmatik-Begriff, wie er in einer im weitesten Sinne sprechakttheoretisch orientierten Linguistik heute geläufig ist, hat der hier verwendete Terminus nur wenig gemein; er ist sehr viel enger gefaßt.

Pfeile, die vom Agens zum Patiens verlaufen. Für diese Vektoren gibt es "natürlichere" und "weniger natürliche" Verlaufsrichtungen, diese Begriffe verstanden im Sinne einer Natürlichkeitstheorie, ähnlich der neuerdings von Willi Mayerthaler entwickelten.¹¹ "Natürliche" Vektoren verlaufen a) von innen nach außen, (d.h. vom "belebteren" zum "unbelebteren") und/oder b) von links nach rechts (d.h. vom "definiteren" zum "indefiniteren"). Eine Natürlichkeitstheorie morphologischer Kategorien sagt nun voraus, daß, beim Vorliegen privativer morphologischer Oppositionen, der Endpunkt eines natürlichen Vektors unmarkiert, derjenige eines weniger natürlichen Vektors hingegen markiert ist. Dieses theoretisch zu erwartende Ergebnis stimmt genau mit dem Befund aus der empirischen Analyse von Sprachen mit DOM überein: es wurde bisher noch nicht ein einziges Gegenbeispiel zu der universalen Gesetzmäßigkeit gefunden, daß, bei Vorliegen von DOM, die Wahrscheinlichkeit für die Markiertheit einer Objekts-NP umso größer ist, je weiter links sie auf der Inhärenz- und/oder Referenzskala steht, die Wahrscheinlichkeit für Unmarkiertheit hingegen, je weiter rechts sie sich befindet. Diese Verteilung morphologischer Markiertheit und Unmarkiertheit ist universal, hingegen ist die Lage der jeweiligen Wendepunkte auf den beiden Dimensionen einzelsprachspezifisch. Einzelsprachlich bedingt ist auch das wechselseitige Verhältnis von Inhärenz- und Referenzfaktoren: unter den Sprachen mit DOM gibt es solche, in denen ausschließlich die Inhärenzskala eine Rolle spielt (z.B. Russisch,¹² Sora¹³), solche, in denen ausschließlich die Referenzskala bestimmend ist (Türkisch, Hebräisch) und schließlich solche, in denen beide Dimensionen in komplexer Weise zusammenwirken (Spanisch, Hindi, Guarani¹⁴).

Bezüglich der morphologischen Realisierung der DOM kann man die verschiedensten Parameter ansetzen, die kreuzklassifikatorisch zu einem typologischen Raster kombinierbar sind. Gefragt werden kann bei dem Grammeme des markierten Objekts nach der Klasse des Lexems, mit dem es sich verbindet (Nomen, Verb oder beides) nach dieser Position zum Lexem (Präfix, Suffix . . .), der Art seiner Verbindung mit dem Lexem (Flexion, Agglutination . . .) und seiner Funktionalität im grammatischen System (ist es mono- oder polyfunktional? wenn letzteres, welches sind die anderen Funktionen?). All diese Kriterien zusammen, die zuletzt aufgezählten morphologischen ebenso wie die zuvor dargestellten semantischen (und pragmatischen), erlauben eine typologische Charakterisierung und Klassifikation von Einzelsprachen, welche die universale Gesetzmäßigkeit von DOM in jeweils individuell verschiedener Weise ausgeprägt haben.

11 Cf. vor allem Mayerthaler 1980 und 1981. Die positive Markierung belebter und/oder definiten und die negative Markierung unbelebter und/oder indefiniten Objekte wird explizit angesprochen in Mayerthaler 1980:33f. und 1981.

12 Eine neuere Arbeit zu dem bekanntlich oft und ausführlich behandelten Problem des slavischen Objektkasus ist Comrie 1978.

13 In dieser Munda-Sprache gibt es eine Reihe sogenannter noun-auxiliaries, die Nomina aller Art für bestimmte Kasus-Rollen "passend" machen (Beispiel: LOC nicht "bei der Frau", sondern "in der Nähe der Frau"). Das noun-auxiliary dʒəŋ, "Körper", steht bei personalem DAT [+anim] und ACC [+pers]. Cf. hierzu Starosta 1976.

14 Die Literatur zu all diesen Sprachen ist zu allgemein bekannt, als daß sie hier eigens aufgeführt werden müßte. Speziell zum Guarani cf. jetzt Bossong i.Dr. (c).

1. DOM in den neuiranischen Einzelsprachen

1.1. Allgemeine Grundlagen

Wenden wir uns nun den in den iranischen Sprachen beobachtbaren Strukturen von DOM zu.¹⁵ Die Darstellung ist in folgender Weise gegliedert. Nach einer Abgrenzung der iranischen Sprachen mit DOM von den übrigen und einem kurzen Abriss der allen einschlägigen Einzelsprachen gemeinsamen strukturellen Merkmale sollen die sie trennenden Besonderheiten möglichst exhaustiv erfaßt werden. Zu diesem Zweck wird zunächst ein diachronisch-typologisches Schema entwickelt: auf dem Hintergrund der allen neuiranischen Sprachen gemeinsamen Ausgangsbasis werden die Grundzüge einer Entwicklung skizziert, die zur Herausbildung einer Reihe von etymologischen Klassen geführt hat, d.h. von Klassen, die sich durch die Etymologie des zur Markierung des definiten Objekts verwendeten Grammems (im folgenden "Objektgrammem" [OG]) voneinander unterscheiden. Im Rahmen dieser etymologischen Klassen wird sodann DOM in den iranischen Einzelsprachen mit illustrierendem Belegmaterial im einzelnen dargestellt. Im zweiten Hauptteil der Arbeit werden dann zunächst die wichtigsten Ergebnisse dieser etymologischen Darstellung zusammengefaßt und mit genetischen und arealen Faktoren in Beziehung gebracht. Anschließend werden Elemente einer synchronischen Typologie entwickelt, wobei vor allem das Kriterium der Funktionsidentitäten von OG und das Kriterium der formalen Opposition beim Pronomen (Äquipollenz im Gegensatz zur nominalen Privatheit) im Detail erörtert werden. In allen iranischen Sprachen ist die Referenzskala für DOM konstitutiv; daneben spielt jedoch auch die Inhärenzskala und die pragmatische Ebene eine wichtige Rolle; dies wird zusammenhängend erörtert, wobei vor allem auch die Problematik der pragmatischen Konstituierung und der Objektinkorporation ausführlich zur Sprache kommt. Den Abschluß bildet ein Gedankengang, in dem von den empirischen Einzelergebnissen ausgehend Schlüsse für die linguistische Universalientheorie gezogen werden.

DOM ist ein exklusives Merkmal der neuiranischen Sprachen; das Phänomen findet sich weder im Altiranischen noch in nennenswertem Umfang im Mitteliranischen, wenn man auch einige Textbelege aus der mittelpersischen Literatur bereits als erste Ansätze zu Entwicklungen werten kann, die dann später zur Herausbildung von DOM im Neupersischen geführt haben.¹⁶ Wir beschränken unsere Untersuchung hier ausschließlich auf die neuiranischen Sprachen.

15 An allgemeinen Einführungen in die Iranistik und Gesamtdarstellung der (neu-)iranischen Sprachen wurde folgendes herangezogen: *Oranskij 1960, 1963, 1979; *Rastorgueva et al. 1975, 1979, 1981, 1982; *JaNSSSR 1966; *JaAA 1978; Comrie 1981b:158 – 179; Oranskij 1975, 1977; MacKenzie 1970; Redard 1970; sowie natürlich Morgenstierne 1958 und Geiger/Kuhn 1895–1904. Bei den bibliographischen Angaben zu den einzelnen Sprachen wird im Folgenden auf diese allgemeinen Werke nicht mehr eigens verwiesen, außer wenn Beispiele daraus zitiert sind.

16 Cf. zu dieser Problematik *Rastorgueva et al. 1981:140. Die beiden dort angeführten Belege stammen aus dem Mādāyān ī yōist ī Fryān (Zitiert nach Haug/West 1972):